

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 113.

Posen, den 5. November 1927.

Nr. 113.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Vand.

82. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Halt ein, Ludwig!“ Alles dies, diese Bedenken des Alltags, hat mich nicht beeinflusst, als ich meinen so schweren und bedeutsamen Entschluß faßte, meine Hand und mein Leben dir zu versagen, sondern nur ein Gedanke: Dich glücklich zu wissen! Und glücklich werden, Ludwig, kannst du nur, wenn du frei bleibst und nur dir selbst angehörst! Ein Künstler, ein Genie wie du, ist nicht geschaffen, den Gatten und Hausvater zu spielen; du mußt frei sein und frei bleiben, Beethoven, damit du das Ziel erreichst, das Gott oder du selbst dir gesteckt hast.“

„Wenn auch das Herz darüber bricht!“ sagte Beethoven pathetisch und mit einem merkwürdig falsch klingenden Ton der Rührung.

„Es wird nicht brechen, Ludwig!“ lächelte Therese sanft. „Ich bleibe deine Freundin, deine Geliebte, deine Braut — und wenn du zu den höchsten Höhen deines Ruhmes schreiten wirst, werde ich dir stets wie dein Schatten folgen, als deine ewige unsterbliche Geliebte, die dir mehr gewesen, als eine Gattin jemals hätte sein können!“

„Unsterbliche Geliebte! Das Wort klingt wahrhaft schön — es liegt Muße darin, eine Melodie, die etwas zu besagen hat...“ Beethoven ließ den Kopf auf die Brust sinken, dann — nach einer Pause — fuhr er fort: „Therese! Du magst mit deinem feinen Gefühle das Rechte getroffen haben, und meine Sinne sind vielleicht zu stumpf, um dir alles so recht nachfühlen zu können, aber glaube mir — du hast mit deinen Worten heute etwas in mir zerbrochen oder zerrissen, und ich fühle, daß damit ein Wandel in meinem Wesen eintritt, der aus mir einen Gott oder einen Teufel machen wird.“

„Ich glaube an das Göttliche in dir!“ sagte Therese voll Seele und strich dem Geliebten sanft über Stirn und Haare!

„Und ich fühle mehr den Dämon in meiner Brust!“ fuhr er auf, indem er wie kampfbereit sein Haupt schüttelte. „Ich will sehen, was das Stärkere sein wird!“

Bewundernd sah Therese auf den über alles geliebten Mann hin, in dem es stichtlich kämpfte, und Tränen rollten über ihre bleichen, bebenden Wangen herab.

„Gibt es denn kein reines Glück auf Erden?“ kam es wie eine bange Frage und wehmütige Klage von ihren Lippen.

„Es gibt ein Glück, doch läßt es sich nicht fassen!“ sagte Beethoven dumpf.

Wie in stiller Uebereinkunft schwiegen beide einige Augenblicke lang, während ihre Herzen einander entgegen schlugen, ihre Lippen zuckten und ihre Augen sich tief ineinander senkten. Langsam, schier feierlich näherte Therese ihr Antlitz dem seinen und drückte einen langen, heißen, fast schmerzhaften Kuß auf Beethovens bebende Lippen.

„Dein auf ewig,“ hauchte sie, „und doch nicht dein!“ „Therese!“ schluchzte Beethoven auf. „Meine Braut — meine unsterbliche Geliebte!“ Glühend riß er ihre Hand empor und bedeckte sie mit Küssen, bis sie ihm dieselbe sanft entzog.

„Wir müssen daran denken, nach Hause zu gehen, Ludwig! Auch sind jetzt mit einem Male mehr Leute hier zu sehen, die uns neugierig mit ihren Blicken messen. Gehen wir, Ludwig!“

Stumm nickte er, und er schritt, das Haupt gedankenschwer auf die Brust gesenkt, neben ihr einher, dem Ausgange des Gartens zu. Theresens Blick fiel von Zeit zu Zeit auf ihn, als erwartete sie eine Fortsetzung ihres früheren Gespräches, aber Beethoven blieb stumm. Nur in seinem Antlitz zuckte und wetterleuchtete es, und man sah ihm an, daß er einen Kampf in sich führte, wohl den schwersten seines Lebens...

Vor dem großen Tore des Augartens stand die Karosse, welche Therese hierhergebracht hatte und auf welche sie nunmehr mit rascheren Schritten zuging.

„Begleitest du mich nach Hause, Ludwig?“ fragte sie ihn leise.

„Ich danke, Therese! Ich muß allein sein und im Freien — in dem Wagen würde ich ersticken müssen,“ erwiderte er heftig.

Therese kannte ihn zu gut, um ihm diese Weigerung und gerade an diesem Tage übelzunehmen, und reichte ihm die Hand zum Abschied.

„Wann sehe ich dich wieder, Ludwig?“

„Zur nächsten Klavierstunde,“ sagte er schroff und schob davon.

Therese sah ihm bekümmert nach. „Armer, großer Mann!“ seufzte sie.

Wieder einmal hatte das Schicksal Beethoven seine schwere Hand fühlen lassen, und er war, so ruhig er sich diesmal nach außen zeigte, innerlich völlig aufgewühlt und zerrüttet. Die dritte „große Liebe“, die bisher sein Dasein erfüllt hatte, war ihm dahingeschwunden und dennoch lebendig geblieben, hatte doch Therese ihm gestanden, daß sie sein sei mit allen Fasern ihres Herzens und mit ihrer ganzen Seele... Nichts wollte sie ihm versagen, ihm alles geben, ihm alles sein — nur das eine nicht: seine Gattin.

Jedes andere Weib sieht doch in dem Bunde vor dem Altar das höchste Ziel ihres Strebens, die Erfüllung ihres irdischen Glücks, nur gerade Therese scheute davor zurück. Die Gründe dazu lagen unausgesprochen zwischen ihnen — der hohe Schwung ihrer Gefühle sollte nicht dem banalen Alltag erliegen, die hochgeborene Gräfin konnte wohl nicht als das Weib eines Musikers inmitten der Zigeunerwirtschaft Beethovens leben, ebensowenig als er ohne Aufgeben seiner Eigenart sich in den äußerlichen Zwang eines vornehmen Palastes hätte fügen können.

Je mehr Beethoven nachdachte, desto überzeugter war er, daß Therese klüger als er mit ihrer Weigerung das Rechte getroffen und daß ihr Verstand über ihn und sein Herz gestiegt hatte. Wenn es auch schmerzlich wehtat, Therese nicht ganz und vor aller Welt sein eigen

nennen zu dürfen, so blieb ihm doch das Bewußtsein, daß ihre Herzen unauflöslich verbunden blieben durch das geheime Verlöbniß, das sie schon seit Jahren verknüpfte, und mehr noch durch die Liebe, die unvergänglich in seinem Herzen fortloderte und auch — das wußte und fühlte er — Therese mit unbesiegbarer Gewalt erfüllte. Vielleicht kam doch einmal der Tag, der ihre Anschauung änderte, vielleicht mochten die Verhältnisse in seinem Dasein sich derart ändern, daß die äußeren Umstände sich mehr angleichen konnten — er wollte hoffen und harren, und mit diesem Gedanken im Herzen fortleben als der rastlos zur Höhe strebende Künstler, als der von Glück und von Qual erfüllte „Bräutigam ohne Braut“, die Himmel und Hölle in seinem Herzen, die Erfüllung seines Schicksals und seines Genies im Haupte trug.

Seit Jahr und Tag hatte Beethoven nichts mehr von seinen beiden Brüdern gehört, die er seinerzeit so gut untergebracht hatte und die ihren Weg in die Zukunft machen konnten, den ihnen Ludwig durch seine Beziehungen gebahnt hatte. Karl hatte, nachdem er seinen Beamtenposten verlassen hatte, Geschäfte verschiedenster Art unternommen und, je nachdem es ihm gut oder schlecht ging, stets den Weg zu seinem Bruder Ludwig oder Johann gefunden, welcher in seinem Berufe ungemein viel Glück gehabt hatte. Johann war durch seine Stellung in der Hofapotheke mit verschiedenen Amtsstellen in Verbindung gekommen, welche ihm bald Lieferungen für das Militärärar verschafften, und Johann von Beethovens Präparate fanden Eingang in alle Militärspitäler des Reiches. Dadurch fand Johann reichen Verdienst, den er sorgsam zu verwalten verstand, und es sprach sich herum, daß er ziemlich wohlhabend, ja sogar reich geworden war. Während Bruder Karl diesen Umstand zu gelegentlichen Versuchen benützte, von seinem reichen Bruder Darlehen zu erlangen, wobei es allerdings nur bei den Versuchen blieb, vermied es Ludwig, obwohl er oft in Not oder Verlegenheit war, Johann jemals um seine Hilfe anzugehen. War es Stolz oder die Erkenntnis, daß Johann ein undankbares Gemüth habe — Beethoven vermied es peinlich, mit ihm auch nur die geringste Berührung zu suchen, und so war es gekommen, daß er ihn, obwohl sie doch in einer Stadt wohnten, lange Zeit völlig aus dem Auge verlor, während Karl sich wenigstens von Zeit zu Zeit bei ihm blicken ließ, wenn dies auch für Ludwig nicht besonders vergnüglich war.

Eines schönen Tages stand Karl ganz unvermutet in seines Bruders Wohnung, Ludwig war gerade nicht zum besten gelaunt und erwiderte den Gruß des Eintretenden nur mit einem kurzen brummigen „Guten Morgen“.

„Du scheinst nicht eben guter Laune zu sein,“ bemerkte Karl betroffen.

„Habe auch kaum einen Grund dazu,“ war die schroffe Antwort. „Und was dich zu mir führt, wird wohl auch nicht darnach sein, diese zu verbessern.“

„Du bleibst immer derselbe, Ludwig; auch wenn du noch gar nicht weißt, warum ich zu dir gekommen bin.“

„Wird auch weiter etwas Wichtiges sein — du kommst ja doch nur, wenn du etwas von mir haben willst, doch das sage ich dir im voraus: Geld habe ich keines!“

„Es handelt sich auch keineswegs darum, lieber Ludwig; mich hat ganz etwas anderes veranlaßt, zu dir zu kommen!“

„Du machst mich keineswegs neugierig, Karl,“ sagte Ludwig und erhob sich etwas unwillig von seinem Platze vor dem Klavier.

„Die Neugierde ist auf meiner Seite, lieber Bruder! Man erzählt sich von dir allerlei Dinge, die mich als deinen Bruder ungemein interessiren, und darum bin ich gekommen, um zu erfahren, was Wahres daran ist.“

„Was haben die Leute wieder über mich zu trat-

sehen?“ fuhr Ludwig zornig auf. „Ich klammere mich um niemand, und es wäre ebenso gut, wenn sie mich in Ruhe ließen mit ihrem Getratsche.“

„Es ist so übel nicht, was ich über dich gehört habe, Ludwig, und du brauchst dich deshalb keineswegs aufzuregen, mein Lieber!“

Ludwig sah seinen Bruder mit einem fragenden Blick an. „Dann red' nicht so viel herum, Karl, und sage mir, was du mir zu sagen hast.“

„Ich habe gehört, Ludwig, daß du dich verlobt hast.“ Beethoven wurde bleich, und gleich darauf schoß ihm die Röthe ins Gesicht.

„Wer sagt das?“ preßte er hervor.

„Allerhand Leute und solche, die es wissen müssen,“ sagte Karl seelenruhig, obwohl er die heftige Erregung seines Bruders wohl bemerkt hatte.

„Kein Mensch kann das wissen, auch wenn es wahr ist!“

„Es scheint also doch wahr zu sein, wenn man sich erzählt, daß du der Bräutigam der Gräfin Therese Brunswick bist . . .“

„Kein Wort weiter, Karl oder . . .“ Er brach ab und wandte sich hastig um. „Wer hat dir das gesagt?“ sagte er nach einer Weile.

„Ein guter Freund von Gräfin Theresens Bruder!“ Beethoven trat mit zwei hastigen Schritten vor Karl hin.

„Kein Wort mehr! Ich will nichts hören, noch selber davon reden!“

Karl sah ihn betroffen an; er konnte sich die maßlose Erregung, die aus seines Bruders Antlitz schien, nicht erklären.

„Ich kann mir nicht denken, Ludwig, warum du deshalb so ganz außer dir bist. Sie ist seit Jahren deine Schülerin, du verkehrst in der Familie, die dich ungemein schätzt, wie ich weiß, und da wäre es durchaus nicht so wunderbar, wenn du und die Gräfin . . .“

„Das ist alles wohl wahr, auch daß Therese eine Zeitlang daran dachte, aber“ — er hielt plötzlich inne, um dann nach einer Weile fortzufahren — „es ist nichts und es wird nichts sein, Karl, und damit basta!“

„Und warum eigentlich nicht?“ setzte Karl sein Fragen beharrlich fort.

„Weil es nicht sein kann!“

Karl schüttelte ungläubig den Kopf, denn ihm erschien es nun sicherer denn je, daß die Nachricht von der Verlobung Ludwigs mit Therese auf Wahrheit beruhe.

„Ludwig, du verbirgst mir etwas, was du zu leugnen versuchst, weil du zu mir, deinem Bruder, kein Vertrauen hast.“

„Vertrauen?“ fuhr Ludwig höhniß auf. „Hast du oder Johann dieses jemals um mich verdient? Hast Ihr euch jemals um mich bekümmert, um mein Leben, um meine Arbeit, um meine Geldverhältnisse . . .?“

„Ich glaube, daß dies kaum notwendig ist, lieber Ludwig! Du hast heute bereits einen angesehenen Namen, bist in den besten Kreisen der Gesellschaft eingeführt, und da muß dir doch das Geld nur so ins Haus fliegen.“

Ludwig lachte höhniß auf.

„Man merkt, daß du ein Philister schlimmster Art bist, Karl, der Kunst und Geschäft als ein Gleiches betrachtet! Hast du eine Ahnung, wie wenig diese beiden Begriffe miteinander zu tun haben — je höher der Künstler steht, desto weniger weiß er seine Kunst auszumünzen, und gar die Verleger, die nützen das Talent, das ein anderer besitzt, nur für sich aus und fragen den Teufel darum, ob der schaffende Künstler auch nur so viel verdient, daß er sein armseliges Leben fristen kann! Und die Kunstfreunde erst — schöne Worte, freundliche Einladungen, Komplimente und Ehrungen, aber von einer Sicherung der Existenz ist keine Rede, und wenn dies einmal zur Sprache kommt, dann verschwinden die Gönner und Freunde, als wären sie niemals dagewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Dämmerung.

Wenn's Licht verebbt, wenn all' der bunten Dinge
Verflegter Schein zu grauen Schatten wird,
Wenn letzte, helle Luft in Feden stirzt
Grüßt und blaß zum fahlen Wegstaub sinkt.

Dann starb der Tag, Nicht war des Tages Seele. —
Wir spüren tief die Dämmerung, die uns zwingt,
Auch uns einst zwingt, wenn unser Blut verschwingt
Und unser Geist sich still zum Zwiellicht schattet.

Wir spüren trauernd, daß der Tag und wir
Uns nicht so fremd. Daß unser all' Entstehn
Wachsend in jedem Werden und Vergehn
Ewig Wiederkehr verfallen ist.

Wir denken, daß wir einstmal's wie der Tag —
Im Dunkel aufgelöst und nebelklein
Im Mondlicht geistern, nur ein Widerschein
Verflegten Leuchtens, nur ein leiblos Sehnen.

Bis uns der Atem einer Mutter trinkt,
Ein Ungebornes unsere Seele haßt,
Und molland, ungewollt, halb überrascht
Sich unser neuer Lebensweg erhebt.

Der Mensch ohne Charakter.

Von Robert Musil.

Ich habe mehrere Freunde welche keinen Charakter besitzen; wer hätte sie nicht? Aber darunter ist einer, der seinen Charakter fast sein ganzes Leben lang vermisst hat, der ihn schmerzlich entbehrt und gesucht hat; und das ist schon etwas nicht ganz Alltägliches.

Wir waren Nachbarskinder. Wenn er irgend eine der Kleinigkeiten angestellt hatte, die so schön sind, daß man sie nicht gern erzählt, pflegte seine Mutter zu seufzen, denn die Priegel, die sie ihm gab, strengten sie an, und dem sollte sie sich eigentlich nicht aussetzen. „Junge,“ jammerte sie, „du hast nicht die Spur von Charakter; was mag aus dir noch werden?“ In den schmerzlichen Fällen wurde der Herr Vater zu Rate gezogen. Dann hatten die Priegel eine gewisse Freiheit und eine ernste Würde, ungefähr wie ein Schulfest. Vor Beginn mußte mein Freund dem Herrn Oberrechnungsrat eigenhändig den Mohrtrock holen, der im Hauptberuf dem Auskloppen der Kleider diene und von der Köchin verwahrt wurde, während er nach Schluß die Vaterhand zu küssen und mit Dank für die Zurechtweisung um Verzeihung für die Sorgen zu bitten hatte, die er seinen lieben Eltern verursachte. Mein Freund machte es umgekehrt. Er bettelte und heulte vor Beginn um Verzeihung und setzte das von einem Schlag zum andern fort; wenn es aber einmal vorbei war, brachte er kein Wort mehr hervor, war blaurot im Gesicht, schluckte Tränen und Speichel und suchte durch einfaches Weiden die Spuren seiner Empfindungen zu beseitigen. „Ich weiß nicht“ — pflegte dann sein Vater zu sagen — „was aus dem Jungen noch werden soll; der Wengel hat absolut keinen Charakter!“

So war in unserer Jugend Charakter das, wofür man Prügel bekommt, obgleich man es nicht hat. Man wird nicht übersehen, daß darin eine gewisse Ungerechtigkeit steckt. Ein logisch gereifter Mensch wird freilich sagen, wenn man von uns Charakter verlangte, so sei dies der Übergeordnete und zusammenfassende Begriff gewesen des Gegenbells von schlechten Zeugnissen, geschwänzten Schulstunden, an Hundschwänze gebundenen Wechtdöpfen, Geschwätz und heimlichen Spielen während des Unterrichts, verkosteten Ausreden, geschriebenem Gedächtnis und unschuldigen Vögeln, die ein verstockter Schütze mit der Schleuder geschossen hat. Aber das natürliche Gegenbells von allem dem waren doch schon die Schwere der Strafe, die Angst vor Entdeckung und die Qualen des Gewissens, welche die Seele mit feiner Reue peinigen, die man empfinden könnte, wenn die Sache schief ginge. Das war komplett; für einen Charakter ließ es keinen Platz und keine Lässigkeit übrig, er war vollkommen überflüssig. Dennoch verlangte man ihn von uns.

Es hätte uns vielleicht einen Anhaltspunkt bieten sollen, daß zu den Strafen auch im einzelnen erklärende Worte gesprochen wurden, wie: Hast du denn gar keinen Stolz, Dube?! — oder: Wie kann man bloß so niederträchtig lügen?! — Aber ich muß sagen, daß es mir selbst heute noch schwer fiel, stolz zu sein, wenn ich eine Ohrfeige bekäme. Oder Stolz zu zeigen, während ich auf den Knien saß. Mut könnte ich mir vorstellen; aber die sollten wir ja gerade nicht haben! Und ebenso ist es mit dem Lügen: wie soll man denn lügen, wenn nicht niederträchtig? Stimmt ungeschickt? Wenn ich darüber nachdenke kommt es mir selbst heute noch vor, als ob man damals am liebsten von uns Dube gefordert hätte, wir sollten aufrichtig lügen. Das war aber eine Art doppelter Anrechnung: erstens, du sollst nicht lügen, zweitens, wenn du jedoch lügst, dann lüge wenigstens verlogen. Es ist ja zuzugeben, daß erwachsene Verbrecher das können müssen, denn sonst würde man es ihnen in den Gerichtssälen nicht immer als besondere Bosheit anrechnen, wenn sie ihre Verbrechen kaltblütig, vorzüglich und mit Überlegung begehen; aber von Dube war das entschieden zu viel verlangt. Ich fürchte, ich habe bloß deshalb keine so auffallenden Charaktermängel gezeigt wie mein Freund, weil ich nicht so sorgfältig erzogen wurde.

Am einleuchtendsten von allen elterlichen Ansprüchen, welche sich mit unserem Charakter befaßten, waren noch die, welche sein bedauerliches Fehlen mit der Warnung in Zusammenhang brachten, daß wir ihn einst als Männer besitzen haben würden. „Und ein solcher Junge will ein Mann werden?“ hieß es ungefähr. Sah man davon ab, daß diese Sache mit dem Willen nicht ganz klar war, so betriebs dies doch wenigstens, daß Charakter etwas sei, das wir erst später brauchen würden; wozu dann jetzt schon die überhäufteten Vorbereitungen? Dies war ganz das, was wir meinten.

Wenn mein Freund also damals keinen Charakter besaß, so vermehrte er ihn doch nicht. Das kam erst später und begann zwischen unserem sechzehnten und siebzehnten Jahr. Da gingen wir an, ins Theater zu gehen und Romane zu lesen. Von dem Gehirn meines Freundes, das lebhafter als das meine die irreführenden Verwicklungen der Kunst aufnahm, ergriffen der Intrigant der städtischen Theater, der zärtliche Vater, der heldenhafte Liebhaber, die teuflische Salonfledermaus und die bezaubernde Naive Besitz. Er rebete nur noch in falschen Tönen, hatte aber plötzlich alles von Charakter in sich, was es auf der Bühne gibt. Wenn er etwas versprach, mußte man nie, ob man sein Ehrenwort als Held oder als Intrigant besaß; es geschah, daß er einen heimtückischen Vorschlag machte, aber später heldenhaft aufrichtig durchführte, oder daß er etwas nachzusagen und bei der Ausführung ein Wöswort wurde; er konnte polternd uns Freunde empfangen, um uns plötzlich mit dem eleganten Lächeln des Bonvivants Platz und Schokoladenbonbons anzubieten, oder umarmte uns väterlich und stahl dabei die Zigaretten aus unserer Tasche.

Das war harmlos und offen, verglichen mit den Wirkungen des Romanlesens. In solchen Romanen finden sich die wunderlichsten Verhaltensweisen für unzählige Lebenslagen beschrieben. Der einzige Nachteil ist bloß der, daß die Lebenslagen, in welche man gerät, sich niemals ganz mit den Lebenslagen decken, in denen jene Worte: Mache, Verzicht, Verzeihung vorkommen, welche in den Romanen beschrieben sind. Die Weltliteratur ist ein ungeheures Magazin, wo jährlich Millionen Seelen mit Edelmut, Born, Stolz, Liebe, Hohn, Eifersucht, Adel und Gemeinheit bekleidet werden. Wenn eine Frau unsere Gefühle mit Füßen tritt, so wissen wir, daß wir ihr einen strafend seelenvollen Blick zuwerfen haben; wenn ein Schurke eine Waise mißhandelt, so wissen wir, daß wir ihn mit einem Schlag zu Boden schmettern müssen. Aber was sollen wir tun, wenn die angebetete Frau unmittelbar, nachdem sie unsere Gefühle mit Füßen getreten hat, die Tür ihres Zimmers zuschlägt, so daß sie unseren seelenvollen Blick nicht sieht? Oder wenn zwischen dem Schurken, der die Waisen mißhandelt, und uns ein Tisch mit Gläsern steht? Sollen wir die Tür einschlagen, um durch das Loch einen sanfteren Blick zu werfen, oder sorgfältig die teuren Gläser abräumen, ehe wir zum empörenden Schlag ausholen? In solchen wirklich wichtigen Fällen läßt einen die Literatur immer in Stich; vielleicht wird das in einigen hundert Jahren, wenn noch mehr beschrieben ist, besser sein.

Einstweilen aber gibt es deswegen jedesmal eine geradezu besonders unangenehme Lage für einen belebten Charakter, wenn er sich in einer sogenannten Lebenslage befindet. Ein gutes Duzend angefangener Sätze, halb erhobener Augenbrauen oder geballter Fäuste, gekrümmter Rücken und pochender Brust, die alle nicht ganz zu dem Anlaß passen und doch auch nicht unpassend wären, bleiben in ihm stecken und zerran an ihm; die Mundwinkel werden gleichzeitig hinauf- und hinabgezogen, die Stirn finstler gerunzelt und hell bestrahlt, der Blick will sich zur gleichen Zeit strafend hervorstoßen und beschämt zurückziehen, und das ist sehr unangenehm, denn man tut sich sozusagen selbst gegenständig weh. Das Ergebnis ist dann jenes bekannete Zucken und Schließen, das sich über Lippen, Augen, Hände und Kehle ausdehnt, ja mitunter den ganzen Körper so heftig erfasst, daß er sich wie eine Schraube windet, die ihre Mutter verloren hat.

Damals entdeckte mein Freund, wie viel bequemer es wäre, als einzigen Charakter seinen eigenen zu besitzen, und begann diesen zu suchen.

Aber er geriet bloß in Abenteuer. Ich traf ihn nach Jahren wieder, als er im Büro eines Rechtsanwalts arbeitete. Er trug Brillen, rasierte sich den Bart und sprach mit leiser Stimme. — Du siehst mich an? — bemerkte er. Ich konnte es nicht leugnen, irgend etwas hieß mich, in seiner Erscheinung eine Antwort zu suchen. — Rechtsanwält — erklärte er mir — haben eine ganz bestimmte Art, durch ihre Aneisergläser zu blicken, die anders sind als zum Beispiel die der Ärzte. Vielleicht kann man auch sagen, daß alle ihre Bewegungen und Worte spitzer und zackiger sind als die rumblickenden und inorrigen der Theologen. Sie unterscheiden sich von ihnen wie ein Feuilleton von einer Predigt, mit einem Wort, so wenig ein Fisch vom Baum zu Baum fliegt, so sehr sind Rechtsanwält in ein Medium eingebaut, das sie niemals verlassen.

„Berufscharakter!“ sagte ich. Mein Freund triumphierte.

„Sag' einmal, bemerkst du etwas an mir?“ fragte er. Als ich verneinte, war er es zufrieden. „Siehst du,“ fuhr er in seiner Auseinandersetzung fort, „das war eine große Schwierigkeit. Bis vor kurzem habe ich noch einen christusähnlichen Bart getragen. Denn das stimmt gar nicht zu dem Charakter der Rechtsanwält. Aber Carl ist, wie du wissen wirst, zusammen mit starken Augenbrauen, beharter Brust und einer Stimme, welche die Tonlagen zwischen Keller und erstem Stock bewohnt, ein sogenanntes sekundäres Merkmal des Geschlechtscharakters. Darum spreche ich jetzt leise und trinke kein Bier.“

„Das sehe ich nicht ein,“ sagte ich dagegen, „du könntest dich doch zum Beispiel wie ein Mäler tragen oder wie ein Seefahrer?“

„Nein! Das ist eben das Sonderbare! Es gibt natürlich Rechtsanwälte, die sehen wie Dichter aus, und dann wieder Dichter, die in ihrem Neuzeren gern mit einem Diplomaten verwechselt werden möchten, auch Gemüseverkäufer mit Denkerköpfen gibt es. Sie alle haben aber etwas von einem Glasauge oder einem angelebten Bart. Es ist eben das Schlimme, daß an dieser Sache mit dem Berufscharakter wirklich etwas daran ist. Denn nun gibt es, wie du weißt, doch noch ebenso wie den Berufs- und den Geschlechtscharakter des Mannes verschiedene andere Charaktere, die er hat, seinen National-, seinen Staats-, seinen Klassen-, seinen geographisch bedingten Charakter, den Charakter, der zu seiner Handschrift gehört, den welchen man an seinen Handlinien, an seiner Schädelform, an der Konstellation der Gestirne im Augenblick seiner Geburt und an was weiß ich noch erkennt. Dauter solche Charaktere habe offenbar auch ich, ohne zu wissen. Ich merkte es nicht. Es ist mir unheimlich. Ich wünsche, dem zu entkommen. Aber wahrscheinlich gerate ich, wenn ich den einen abstreife, in den anderen hinein. Zum Glück habe ich eine Braut, welche behauptet, daß ich überhaupt keinen Charakter besitze und sie nie heiraten werde. Ich werde sie gerade deshalb heiraten; denn sie ist mir wahrhaftig eine Stütze.

„Wer ist deine Braut?“

„Dem Nationalcharakter nach Deutsche, im Berufscharakter die Tochter eines kleinen Kaufmanns, dem Massencharakter nach Bourgeoise, geographisch an der Abendland und Morgenland verbindenden West-Ost-Raute der Donau geboren,“ zählte er geküßelt auf. „Aber weißt du, unterbrach er sich, „sie weiß trotzdem immer, was sie will! Sie war ursprünglich ein reizend hilfloses Mädchen — ich kenne sie schon lange; aber sie hat sehr viel von mir gelernt. Wenn ich lüge, findet sie es entsetzlich; wenn ich morgens nicht rechtzeitig ins Büro gehe, so behauptet sie, daß ich niemals eine Familie erhalten könnte, wenn ich mich nicht entschließen kann, eine Zusage zu halten, die ich gegeben habe, so weiß sie, daß das nur ein Schuft tut.“

Mein Freund lächelte. Er war damals ein liebenswürdiger Mensch und jeder Mensch sah freundlich lächelnd auf ihn herab. Niemand nahm ernstlich an, daß, sobald er zu sprechen ansetzte, jedes Glied seines Körpers eine andere Lage einnahm; die Augen gingen irgendwo zur Seite, Achsel, Arm und Hand bewegten sich nach entgegengesetzten Richtungen, und mindestens ein Bein federte im Antriebswinkel wie eine Briefspitze. Wie gesagt, er war damals ein liebenswürdiger Mensch, bescheiden, schlichtem, ehrfurchtig, und manchmal war er auch das Gegenteil davon.

Als ich ihn wieder sah, besaß er ein Auto, eine Frau, die sein Schatten war, und eine angenehme, einflußreiche Stellung. Wie er das angefangen hatte, weiß ich nicht; aber was ich vermute, ist, daß das ganze Geheimnis darin lag, daß er die wurde. Sein ein- geschüchertes, bewegliches Gesicht war weg. Genauer besehen, es war noch da, aber es lag unter einer dicken Hülle von Fleisch. Seine Augen, die einst, wenn er etwas angeheißt hatte, so rührend sein konnten wie die eines traurigen Affchens, hatten eigentlich ihren aus dem Innern kommenden Glanz nicht verloren, aber zwischen den hoch gepolsterten Wangen hatten sie jedesmal Mühe, wenn sie sich nach der Seite drehen wollten, und stierten darum mit einem hochmütig gequälten Ausdruck. Seine Bewegungen fuhren innerlich immer noch umher, aber außen, an den Beugen und Gelenken der Glieder wurden sie von stoßdämpfenden Fettpolstern aufgefangen, und was herauskam, sah wie Kurzangebundenheit und entschlossene Sprache aus. So war nun auch der Mensch geworden. Sein verständigender Geist hatte feste Wände und kompatible Ueberzeugungen bekommen. Manchmal blühte noch etwas in ihm auf, aber es verbreitete keine Helligkeit mehr in dem Menschen, sondern war ein Schuß, den er abgab, um damit zu imponieren oder ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Es war nun eigentlich viel weniger an ihm als früher; von allem, was er äußerte, ging zwölf auf ein Duzend, wenn es auch ein Duzend guter, verlässlicher Ware war. Seine Vergangenheit behandelte er selbst nun so, wie man sich an eine Jugendtorheit erinnert.

Aber das Sonderbare war, — weshalb ich mir diese Gruenungen niederschreiben erlaube, — daß ich immerdar, wenn ich ihn ansah, das Empfinden hatte, der alte Mensch sei noch in ihm. Er stand in ihm, von der fleischigen größeren Wiederholung der ursprünglichen Gestalt eingeschlossen. Sein Blick stoch im Blick des andern, sein Wort im Wort. Es war unheimlich. Ich habe ihn inzwischen noch oft wiedergesehen, und dieser Eindruck hat sich jedesmal wiederholt; er wohnt eingelebent in seinem Körper. Ich glaube heimlich, er gäbe etwas darum, wenn er einmal einen Tag lang wieder keinen Charakter haben könnte. Ich habe ihm natürlich eine Abmagerungskur angedeutet, aber er hat nicht den Mut dazu; er erklärt, daß solche Kurven nervöse Angstzustände hervorgerufen und überhaupt nicht ungefährlich seien.

Aus aller Welt.

Sungertod in Paris. Der „Intransigeant“ entnimmt einer offiziellen Aufstellung mit großer Verwunderung die Tatsache, daß im Jahre 1928 in Paris 15 Personen verreckt den Sungertod gestorben sind, und zwar 8 Männer und 7 Frauen. Das Blatt gibt anschließend einen Ueberblick über die in der französischen Hauptstadt vorhandenen Möglichkeiten, auf Gemeindefestern sich ein Essen zu beschaffen, so daß eigentlich niemand auf diese Weise umzukommen brauchte.

Stauende Zunahme der Kurpfuscher in Preußen. Nach einer Abhandlung des Oberregierungsrats Dr. Schopohl in den „S. a. d. G. d. Medizinabverwaltung“ waren in Preußen bei den Kreisärzten gemeldet:

1921:	4485	Kurpfuscher
1922:	5310	„
1923:	5063	„
1924:	5648	„
1925:	6183	„
1926:	6410	„

Die Kurpfuscher setzen sich aus allen nur denkbaren Berufsständen zusammen. Der Kreis ihrer Heilverfahren hat sich im Laufe der Jahre ebenfalls erheblich erweitert; so werden für das Jahr 1928 nicht weniger als 118 Heilmethoden angegeben!

Selbsthilfe des Fußgängers. In der Stadt Southampton ist es, wie in allen Großstädten, gefährlich, den Bürgersteig zu verlassen und die Straße zu überqueren. Ein Fußgänger kam auf ein wirksames Mittel der Selbsthilfe, das er allerdings nur einmal Male anwenden konnte, denn dann kam die Polizei dazwischen und brachte ihn in Sicherheit, nicht gerade so, wie er es wünschte. Er hatte sich nämlich mit einer Trompete versehen und stieß jedesmal mächtig ins Horn, wenn er eine Straße überqueren mußte. Die Wagenlenker hielten, überrascht von dem sonderbaren Vorn, ihre Wagen an, und der Fußgänger konnte ungehindert passieren. Schließlich nahm sich die Polizei des ruhestörenden Fußgängers an.

England das Paradies der Hunde. Nach einer kürzlich veröffentlichten amtlichen Zählung werden in England 5 Millionen Hunde gehalten; es kommt also auf jeden fünften Einwohner ein Hund. Der Staat nimmt an Hundesteuern jährlich gegen 115 Millionen ein. Die Mode des Hundehaltens wird neuerdings durch die Abhaltung von Hunderennen noch besonders begünstigt.

Beliebte Polizeiwachen. Polizeiwachen scheinen sich im Augenblick in der angelsächsischen Welt großer Beliebtheit zu erfreuen. Kam da vor einigen Tagen ein Schotte auf die Polizeiwache von New Jersey und bat darum, man möge ihn gefälligst in der Wache einsperren, da er gerade tausend Mark gerast habe und sich so übermütig fühle, daß er fürchte, er werde Unfug stiften, lege man ihm nicht eine gewisse zwangsweise Zurückhaltung auf. Zu gleicher Zeit kommt die Kunde von einem Fischer aus Grimshy, der eine Frau mit einem Messer bedrohte, als ein Polizist gerade dazukam. Sogleich änderte der Mann seinen Entschluß, steckte das Messer wieder ein und sagte zu dem Polizeibeamten: „Ich will die Nacht auf der Polizeiwache zubringen. Dort kann ich ihr nichts zuleide tun.“ So geschah es, und am nächsten Morgen wurde er gegen Mühschaft entlassen. Sollte diese Sitte allgemein werden, daß Leute, die die Wut oder der Uebermut gepackt hat, die Polizeiwachen als eine Art von Sanatorium betrachten, so wird man dort in Kürze für wirkliche Uebelthäter keine Unterkunftsmöglichkeiten mehr haben. Es scheint daher nicht mehr als recht und billig, daß in Zukunft diesen neuen Besuchern der Polizeiwachen etwas angerechnet werde; man sollte sie auf jeden Fall als „zahlende Gäste“ betrachten und behandeln.

Rum-Nelord. In einem Gasthause in Denenburg gedten ein paar Burschen, und schließlich kam eine Wette zustande, wonach derjenige, der einen halben Liter Rum auf einem Zug austrinken würde, eine kleine Summe Geldes bekäme. Einer unter ihnen ging auf die Wette ein, trank die Flasche aus und erlag nach einer halben Stunde einer Alkoholvergiftung.

Fröhliche Ecke.

„P. S. Entschuldige bitte die schlechte Schrift.“

Berth war ein blondes Chormädchen, das in einen jungen Mann sehr verliebt war. Eines Tages war sie d u m in genug, ihn ihrer Freundin vorzustellen. Den jungen Mann zog deren Schönheit sehr stark an, und er übertrug sofort seine Neigung auf sie.

Die gekränkte Berth sagte ihrer Freundin in folgendem Brief ihre Meinung:

„Herzloses Geschöpf! Du weißt wohl, daß Bertie und ich beinahe verlobt waren. Schon sechs Monate gingen wir zusammen. Wenn ich Dich sehe, werde ich Dir die Augen ausstrahlen, die Zähne einschlagen, das Haar ausreißen, Du triecherische, heuchlerische Bestie! Deiner ergebens Berth.“

P. S. Entschuldige bitte die schlechte Schrift.“

Möglichkeiten. Frau Sparsam schleppt einen Mantel aus der guten alten Zeit zum Schneider: „Können Sie mir den wunderhollen Mantel nicht umarbeiten?“ — Aufmerksam bestaunt der Schneider das Museumstück: „Nein, aber wir können Ihnen an die Knöpfe einen neuen Mantel nähen!“

Die Köchin. „Köchin, warum küssen Sie einen so jungen Mann?“ — „Er ist ein Verwandter.“ — „Was für ein Verwandter?“ — „Er ist der Sohn der einzigen Tochter meines Vaters.“

Was ist ein Kompromiß? Wenn der Ehegatte auf den Ankauf eines Fahrrads und die Ehegattin auf den Ankauf eines Motorrads besteht und man sich schließlich auf den Ankauf eines Kinderwagens einigt.

Erklärlich. „Du sollst so werden wie Müller!“ sagte der Lehrer zu einem schlechten Schüler. Der aber ließ sich nicht verblüffen, sondern erwiderte: „Ja, der schießt auch! Der kann auf einmal zwei Serien lesen!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.